

# ÜBER DIE POLARITÄT VON PHÄNOMENOLOGIE UND KONSTRUKTIVISMUS – UND MÖGLICHE FOLGEN FÜR DIE AUFSTELLUNGSARBEIT

**„Wir leben in einer Welt von Gegensätzen, die in allen Räumen unseres Daseins wirken und wir entwickeln und entfalten uns mit und in ihnen.“ Dieser Satz steht als Einleitung zu „Odi et Amo“, dem Kongress, der sich im März 2015 dem Thema Polaritäten in der Aufstellungsarbeit widmet.**

Ein Kongress, der sich dem Thema Polarität in der Aufstellung widmet, verspricht mit Blick auf konstruktivistische und phänomenologische Ansätze in der Aufstellungsarbeit spannend zu werden. In meinem Text widme ich mich den beiden antagonistisch auftretenden Ansätzen, die aber tatsächlich als komplementäre Polarität verstanden werden müssten.

Mit der Frage „konstruktivistisch oder phänomenologisch“ ist die Aufstellungsarbeit auf das Engste verknüpft. Die beiden philosophischen Erkenntnistheorien Konstruktivismus und Phänomenologie gelten in ihrer einander widersprechenden Deziidiertheit als unvereinbar. Und konsequenterweise hat es nicht nur in der DGfS diverse Auseinandersetzungen über phänomenologisches oder konstruktivistisches Stellen gegeben.

Nun mag es sein, dass die phänomenologischen bzw. konstruktivistischen Ansätze in der Aufstellungsarbeit – verbunden mit der Frage, worum es dabei im Kern geht – dem ein oder anderen Leser nicht so vertraut sind, und deshalb möchte ich zunächst einige Informationen hierzu geben.

Grundsätzlich kann man sagen, dass die Aufstellungsarbeit auf systemischem Denken und hier insbesondere auf dem Verständnis der systemischen Therapieansätze fußt, die im Wesentlichen psychische Beschwerden und interpersonelle Konflikte als Folge von Beziehungen innerhalb einer Gruppe verstehen. In Abgrenzung zu den bis dahin allgemein gültigen tiefenpsychologischen Ansätzen, deren Betrachtung des Menschen immer vor dem Hintergrund von dessen individueller Lebensgeschichte geschieht, gilt also hier der Fokus nicht mehr ausschließlich dem abgetrennten Einzelnen sondern vielmehr dem verbundenen Einzelnen in seinen jeweiligen Beziehungen. Die menschlichen Beziehungen werden also als voneinander abhängig (interdependent) und in Bezug auf das jeweilige System, in denen sie stattfinden, betrachtet.

Als geistige Grundlage für dieses systemische Verständnis gelten heute die Systemtheorie und der Konstruktivismus, zwei Denkmodelle, die in den 1950er Jahren entstanden.

Als interdisziplinäres Erkenntnismodell sagte die Systemtheorie, dass jedes Phänomen aus dem System entspringt (nicht aus dem Einzelnen), und sie hat außerdem übergeordnet gültige Prinzipien und Gesetzmäßigkeiten für Systeme formuliert, wobei sie Systeme grundsätzlich als eine Einheit aus Elementen definierte. Diese Einheit, so sagten sie, sei mehr als die Summe ihrer Elemente – eine Erkenntnis, die schon

Aristoteles mit Blick auf den synergetischen Effekt von Verbindungen formuliert hatte. Das **mehr** der Systemtheoretiker meinte aber nicht nur Synergie, es meinte auch: Das System ist etwas **anderes** als die Summe seiner Teile. Damit bezogen sich die Systemtheoretiker wiederum auf die Erkenntnisse der Gestalttheorie, deren bekannter Protagonist Max Wertheimer bereits 1924 gesagt hatte: *„Es gibt Zusammenhänge, bei denen nicht, was im Ganzen geschieht, sich daraus herleitet, wie die einzelnen Stücke sind und sich zusammensetzen, sondern umgekehrt, wo – im prägnanten Fall – das, was an einem Teil dieses Ganzen geschieht, bestimmt wird von inneren Strukturgesetzen dieses seines Ganzen. Ich habe Ihnen hier eine Formel gesagt und könnte nun eigentlich enden. Denn Gestalttheorie ist dieses, nichts mehr und nichts weniger“* (Über Gestalttheorie, Vortrag vor der KANT-Gesellschaft, Berlin 1924).

Der Konstruktivismus – als ein Zweig der Systemtheorie und zugleich zweite Grundlage systemischer Therapie – geht hingegen davon aus, dass jede Erkenntnis der Realität eine individuelle Konstruktion ist. Man könnte den Kerngedanken dieses Verständnisses mit Pipi Langstrumpfs Lied *„Ich mache mir die Welt wie sie mir gefällt“* umschreiben. Als nominalistischer Ansatz vertritt der Konstruktivismus die Meinung, dass Allgemeinbegriffe (wie z.B. Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe oder Schönheit) nur im Denken, nicht aber in der Realität existieren. Wirklichkeit wird also durch die subjektive Erkenntnis jedes Einzelnen „erschaffen“, und deshalb kann es eine objektiv richtige Erkenntnis nicht geben. Deshalb orientiert sich der Konstruktivismus am Subjekt des Beobachters als erkennende Instanz und nicht an einer beobachterunabhängigen „Realität“.

Schaut man auf diese beiden, der systemischen Therapie zugrunde liegenden Ansätze, dann erkennt man bereits die voneinander weg strebenden Tendenzen ihrer jeweiligen Ausrichtung:

Wenn es einerseits so ist, dass Gesetzmäßigkeiten für Systeme gelten, und wenn diese Gesetzmäßigkeiten sich auf die Verbindungen der Systemelemente beziehen, dann gilt mithin etwas Objektives, etwas, das eine absolute und übergeordnete Gültigkeit hat, ja haben muss. Und wenn diese Gesetzmäßigkeiten vom Subjekt erkannt werden können, dann müssen sie dem Subjekt erscheinen (um von ihm wahrgenommen werden zu können) – der objektive Charakter der Systemgesetze ist demnach phänomenal.

Wo aber andererseits die Überzeugung herrscht, dass Wirklichkeit nur durch subjektive Erkenntnis konstruiert wird, gibt es nichts Objektives, bzw. kann man nicht wissen, ob es eine objektive Wirklichkeit gibt. Die „maximale“ Wirklichkeit könnte lediglich durch intersubjektive (oder wie die Konstruktivisten auch sagen: interaktionistische) Vereinbarungen aufgrund ähnlicher oder gar gleicher Wahrnehmungen und Erkenntnisse derselben konstruiert werden. Der relative Charakter der Wirklichkeit wäre dabei jedenfalls immer konstruktivistisch.

Dass der eine Ansatz den anderen unter logisch-linearen Gesichtspunkten ausschließt, versteht sich von selbst. Die Frage, ob dieselbe Wirklichkeit absolut objektiv oder eben relativ subjektiv ist, kann bei dieser Art zu denken schlechterdings mit „sowohl als auch“

beantwortet werden. Insofern verwundert es nicht, dass der Grundkonflikt der beiden Denkschulen, die beide der Systemtheorie zugehören und später zur Grundlage der systemischen Therapie wurden, sich nicht zuletzt auch in der Aufstellungsarbeit widerspiegelt.

Interessant aber ist dabei ein Aspekt, der die einfache Aufteilung in phänomenologisch und konstruktivistisch bei näherem Hinsehen bereits innerhalb der einzelnen Ansätze auflöst. Da nämlich, wo die Systemtheorie prinzipielle Gesetzmäßigkeiten – also Ordnungen – für Systeme formuliert hat, da hat sie wiederum als eine prinzipielle Gesetzmäßigkeit die Selbstorganisation der Systeme benannt.

Diese systemische Selbstorganisation besagt, dass Systeme sich grundsätzlich autonom, also selbstbestimmt organisieren und entwickeln. Diese Autonomie meint einerseits Autopoiese – und Autopoiese bedeutet: Selbsterschaffung. Diese Selbsterschaffung bezieht sich auf das System als Ganzes, ergo: Das Ganze erschafft sich selbst. Die Autonomie impliziert aber zugleich die Mitgestaltung der einzelnen Systemelemente am ganzen System und sie ist insofern ein Hinweis auf die Bedeutung der notwendigen Mitverantwortung des Einzelnen zur Mitgestaltung. Das ganze System erschafft sich also selbst und gleichzeitig ist diese systemische Entstehung das Ergebnis von autonomen, intersubjektiven Aushandlungsprozessen, sprich Kommunikationen der Systemmitglieder – oder anders formuliert: Es gibt gleichzeitig eine übergeordnete Ganzheit des Systems sowie die Freiheit und Autonomie innerhalb dieser Ganzheit. Hier wird deutlich, dass eine Freiheit der Autonomie ausschließlich systemisch verstanden werden kann.

Deutlich wird auch, dass sowohl eine konstruktivistische als auch eine phänomenologische Sichtweise in der Systemtheorie verknüpft wurden. Diese Verknüpfung aber spiegelte sich bei der weiteren Verwendung der systemtheoretischen Ansätze in der Praxis nicht immer wieder. Vielmehr bezog und bezieht man sich hier entweder auf den Aspekt der Grundprinzipien von Systemen – und versteht sie dann in ihrer Erscheinung phänomenologisch. Oder man betrachtet das Grundprinzip der systemischen Autonomie und fokussiert dabei auf den konstruktivistischen Charakter der Gestaltung und eben auch Wahrnehmung durch die einzelnen Systemelemente. Das klingt hier vielleicht noch abstrakt, wird aber bei der weiteren Betrachtung konkreter.

Die prinzipielle Gesetzmäßigkeit der autonomen und damit konstruktivistischen Gestaltung des Systems wurde zur entscheidenden Grundlage für die ersten Ansätze der Systemischen Therapie, wie sie – neben anderen – auch die Heidelberger Schule vertritt. Einer ihrer bekannten Vertreter ist Gunthard Weber und er war wiederum auch einer der ersten Schüler des Philosophen und Theologen Bert Hellinger, der über Gruppen- und Primärtherapie, Transaktionsanalyse und verschiedene hypnotherapeutische Verfahren schließlich eine ganz eigene System- und Familientherapie entwickelt hatte.

In seinem Essay „*Hellinger und die Systemische Therapie – oder: Wird die Wirklichkeit gefunden oder konstruiert?*“ beschreibt Wilfried Nelles eindrücklich die Verbindung zwischen Weber und Bert Hellinger sowie die vermeintliche Unvereinbarkeit des bis dahin

üblichen systemtherapeutischen Ansatzes und des phänomenologischen Ansatzes, den Bert Hellinger von Beginn an vertreten hat (Wilfried Nelles, *Die Hellinger Kontroverse*, Herder Verlag, Freiburg 2005).

Der intersubjektiven Systemkonstruktion der Heidelberger Schule stand Hellingers Verständnis einer zugrundeliegenden phänomenalen Ordnung des Systems diametral entgegen. Hellinger hat sich jedoch nicht gegen die Systemische Therapie gestellt, er hat seinen eigenen Ansatz einfach überzeugt und konsequent verfolgt, und er sah sich letztlich durch die Verbindung zu Gunthard Weber mit einem unvermittelten Dissens der Vertreter der Heidelberger Schule konfrontiert (zu denen Weber ja eben auch gehörte). Zumal Weber als Eigner des Carl-Auer-Verlags das erste Buch von Hellinger herausbrachte (*„Zweierlei Glück“*), dessen Untertitel – *„Die Systemische Psychotherapie Bert Hellingers“* – ein Affront gegen das bis dahin allgemein gültige Verständnis von systemischer Therapie sein musste. Die Tatsache, dass das Buch unvermittelt zum Bestseller avancierte, führte schließlich dazu, dass hier eine Vermischung der beiden systemischen Verständnisansätze ihren Ursprung hat, was bis heute immer wieder zu der Frage führt, was nun eigentlich genau Systemische Therapie sei, und vor allem: Ob sie konstruktivistisch oder phänomenologisch zu verstehen sei.

Während die Heidelberger nämlich auf das Grundprinzip der autonomen Systemkonstruktion fokussierten und davon überzeugt waren, dass ein gutes Miteinander ausschließlich Ergebnis eines autonomen Aushandlungsprozesses sein könne, vertrat Hellinger den eher gestaltorientierten Ansatz, der das System (die Gestalt) als absolut vorrangig vor dem Einzelnen verstand, mithin der Einzelne bei Weitem nicht absolut sondern nur relativ (0systemisch) frei in autonomer Systemgestaltung sei. Denn in Aufstellungen zeige sich die übergeordnete Systemordnung (*„Ordnungen der Liebe“*) als Ausgangspunkt für die Bandbreite möglicher autonomer Handlungen des Subjekts und dadurch auch die Bandbreite möglicher therapeutischer Interventionen. In diesem Kontext erkannte Hellinger die Rolle des Gewissens als *„Organ der Zugehörigkeit“* in Systemen, zunächst in Familiensystemen, später auch in Organisationssystemen.

So sehr sich Hellinger dabei immer dessen bewusst war, dass er (s)eine bestimmte Perspektive angesichts des Geschehens einnahm – was auch implizierte, dass er davon ausging, dass man aus anderer Perspektive anderes würde erkennen können – so sehr war er zugleich von den *„Ordnungen der Liebe“* überzeugt, wie sie sich ihm eben aus seiner Perspektive zeigten. Diesem sich Zeigen der Ordnungen galt deshalb auch seine konsequente phänomenologische Arbeit. Ihnen ging er nach und an ihnen orientierte er sich strikt – bisweilen so strikt, dass er durchaus leicht als dirigistischer oder gar konservativer Aufsteller missverstanden werden konnte und immer wieder auch wurde.

Gegen seine *„die Ordnung herstellende“* Aufstellungsmethode stellten sich die Vertreter der konstruktivistischen Ansätze. Zwar hatten sie die Aufstellungsmethode für sich als bereichernd erkannt und diese ihrer Therapie eingegliedert. Sie argumentierten aber, dass intervenierende Deutungen und Ansichten des Aufstellers nicht zum Ziel führen können, da es sich bei dem, was sich zeigt, nicht um *„absolute Wahrheiten“* (Ordnungen) sondern

ausschließlich um „relative persönliche Sichtweisen“ – mithin konstruierte Wirklichkeiten – des Klienten handele. Ein Aufstellungsleiter, der meint, eine Ordnung zu erkennen, missachte aber genau diese Tatsache des relativen persönlichen Erlebens des Klienten. Und weil es sich bei Aufstellungen eben um die lösungsorientierte Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten des Klienten handele, ja handeln müsse, ginge es ausschließlich darum, dessen Ressourcen und dessen Verständnis von Wahrheit in das Zentrum der Aufmerksamkeit zu stellen.

Die konstruktivistischen Vertreter waren deshalb davon überzeugt, dass es in Aufstellungen lediglich um Beziehungen (systemische Strukturen) aller Art und eben nicht um Systeme (und deren vermeintliche Ordnungen) gehen könne. Zwei prominente Vertreter dieser Richtung, Matthias von Varga Kibéd und Insa Sparrer, haben vor dem Hintergrund dieses Verständnisses, das den Klienten als radikalen Konstrukteur jeglicher Beziehungen in einer für ihn realen Wirklichkeit verstand, die *Systemischen Strukturaufstellungen* entwickelt, bei denen sich die Aufstellungsleiter in erster Linie als „Gastgeber“ für einen Prozess verstehen. Sie arbeiten dabei nach ihrer eigenen Überzeugung weder vorausschauend noch interpretierend.

Hellinger stellte gegen dieses konstruktivistische Verständnis wiederum sein phänomenologisch orientiertes Verständnis dessen, was sich in Aufstellungen zeige: Es gehe weniger darum, die eine oder die andere Sichtweise zu präferieren (die des Aufstellers oder die des Klienten), es gehe vielmehr darum, zu einer absichtslosen Haltung des Schauens zu gelangen, die es ermögliche, jenseits der selbstkonstruierten Konzepte (seien es die des Klienten oder die des Aufstellers) auf die Wirklichkeit zu schauen.

Zwar erscheint hier ein gewisser Widerspruch zu seiner eigenen Äußerung, dass er natürlich um seine individuelle Perspektive wisse. Aus dieser Perspektive aber schaute er absichtslos, auf das, was sich zeigte – und für ihn zeigten sich nach und nach familiäre Grundordnungen mit universeller Gültigkeit, die sich auf die Aspekte Zugehörigkeit, Rangfolge, Bindung und Ausgleich bezogen.

Mit dem absichtslosen Schauen führte Hellinger einen Begriff ins Feld, den bereits die Philosophen Arthur Schopenhauer und Edmund Husserl gebraucht hatten, und der dem Begriff des absichtsgesteuerten Beobachtens (im Sinne des erkennen Wollens) entgegenstand. Das absichtslose Schauen fordert nachgerade eine meditative Haltung des Zulassens des Faktischen. „*Anerkennen, was ist*“, so heißt denn auch ein Buch von Bert Hellinger und der Titel wurde zum geflügelten Begriff der phänomenologisch orientierten Systemaufsteller.

In der Wirklichkeit, die sich ihm bei diesem absichtslosen Schauen immer wieder zeigte, erkannte Hellinger eine allgemeingültige und eben universell festgeschriebene Ordnung, die für jedes System und somit für jedes Systemmitglied gilt (bei Familien erkannte Hellinger andere Ordnungen als z.B. in Organisationen). Nicht zuletzt um ihrer Wirkung willen gälte diese Ordnung in der Aufstellung als einzig „richtige“ Wirklichkeit, weil sie sich für den Klienten in diesem Moment als hilfreich erweisen, ihm neue Erfahrungen und vielleicht sogar neue Lösungsansätze eröffnen könne.

Hier wird deutlich, wie sehr die konstruktivistischen und die phänomenologischen Ansätze an ein grundlegendes Verständnis der Welt gebunden sind, das sich vor allem aus den Fragen ergibt, ob man

erstens die „objektive“ Wirklichkeit (das, was ist) und ihre zugrundeliegenden Ordnungen erkennen kann (phänomenologischer Ansatz);

bzw. ob es zweitens überhaupt eine Wirklichkeit gibt, die zu erkennen wäre, oder ob man diese nicht immer subjektiv und radikal konstruiert (konstruktivistischer Ansatz);

oder ob schließlich drittens die Wirklichkeit nicht vielmehr dem subjektiv perspektivischen Blick auf das, was ist, entspringt – womit impliziert wäre, dass die gewollte Wahl der wechselnden Perspektive dem Betrachter immer neue Aspekte dessen, was ist, zeigen würde (Verbindung aus phänomenologischem Schauen und konstruktivistischer Wahl der Perspektive).

Der erste Ansatz ist an die Idee einer absoluten und objektiven Wahrheit gebunden, die dem Subjekt immer übergeordnet ist. Der zweite Ansatz stellt diese Wahrheit, bzw. unsere Erkenntnisfähigkeit derselben in Frage und betont die subjektive Konstruktion einer relativen Wirklichkeit. Und der dritte Ansatz schließlich wirft die Frage auf, ob es dem Menschen überhaupt möglich ist, aus freiem Willen Perspektiven einzunehmen. Das nämlich mag in einfachen linearen Sach- und Gestaltungsfragen ein durchaus gangbarer Zugang zu möglichen Erkenntnissen sein. In Bezug auf ein Welt- und Wahrheitsverständnis aber zeigt zumindest die Erfahrung eine gewisse Gebundenheit der menschlichen Erkenntnis an das ihm zutiefst Eigene. Ein Grund, warum über das Verständnis der Welt so oft und heftig gestritten wird, und nicht zuletzt auch ein zumindest zu erwägender Grund, kritisch zu hinterfragen, ob eine Verbindung der beiden theoretischen Ansätze in ihrer Reinkultur tatsächlich möglich sein kann.

Darüber hinaus treten wie bereits erwähnt die beiden Ansätze Phänomenologie und Konstruktivismus als antagonistisches Widerspruchspaar auf, bei dem eine Verbindung schwer sein dürfte – zumal, wenn man versucht, sich dieser möglichen Verbindung rational linear zu nähern. Betrachtet man aber Phänomenologie und Konstruktivismus unter systemischen Gesichtspunkten, dann ergibt sich eine tatsächliche komplementäre Polarität der beiden Ansätze.

## **DIE SYSTEMISCHE POLARITÄT DER BEIDEN ANSÄTZE**

Grundsätzlich bezeichnet der Begriff der Polarität das Verhältnis sich gegenseitig bedingender Größen und damit die nicht antagonistische Form des Dualismus. Es geht bei der Polarität also um ein komplementäres (einander ergänzendes) Verhältnis und nicht um einen unvereinbaren Gegensatz.

Die Waage ist das sinnbildliche Symbol der Polarität – sie zeigt deren Gleichgewicht: Erst wenn die Pole (die zwei Seiten der Waage) einander entsprechen, wenn sie gleich-wertig (oder gleich-gültig) sind, erst dann entsteht ein Gleichgewicht. Und Gleichgewicht ist wiederum eine der Grundbedingungen für den Selbsterhalt lebender Systeme.

Deshalb sind die Pole aufeinander bezogen (relativ) und einander ergänzend (komplementär). Die komplementäre Polarität kann man auch anders verbildlichen, um sie deutlicher zu machen: Heiß und kalt sind keine antagonistischen Gegensätze, sie sind graduelle Ausdrucksformen desselben. Stellen wir uns ein Thermometer vor, so gibt es zig Zustände der Temperatur auf der Skala von minimal bis maximal. Kalt wird hier der minimalste Zustand von warm und umgekehrt: heiß ist der maximale Zustand von kalt. Der höhere von zwei Graden gilt als der wärmere, während der niedrigere als der kühlere gilt. Die minimalste Temperatur kann als *absolut kalt*, die maximale als *absolut heiß* bezeichnet werden, und nur in dieser Korrelation kann man wirklich von Polarität sprechen. So verstanden dienen die polar verwendeten Begriffe als gesetzte Begriffe, als Orientierung für ein intersubjektives Verständnis. Dabei gilt grundsätzlich, dass die Pole, die sich aus ihrer jeweils spezifischen Qualität (jenseits der Bewertung) ergeben, sich immer nur aufeinander beziehen können – eine Polarität z.B. aus „kalt“ und „heiß“ kann es laut dieser Definition nicht geben.

Dasselbe gilt für Liebe und Hass, die wir gemeinhin als unvereinbare (antagonistische) Gegensätze empfinden, bzw. zu unvereinbaren Gegensätzen denken. Das ist verständlich, wenn man die Gefühle bedenkt, die damit einhergehen – sie könnten konträrer kaum sein. Im Kontext der komplementären Polarität der Natur sind aber auch sie der Ausdruck ein und desselben Zustands. Hätten wir einen Thermometer für die Messung von Verbundenheit, dann könnten wir etwa weniger Hass und weniger Liebe oder eben umgekehrt ablesen.

Hass und Liebe sind demnach Ausdruck ein und derselben (absoluten) Qualität, und je weiter sie gegen „absolut“ tendieren, desto deutlicher wird ihre relative Qualität, ihr aufeinander bezogen Sein. Je mehr sich aber der Hass oder die Liebe dem vermeintlichen Nullpunkt nähern, je weniger Zu- und Abneigung also, desto weniger können die beiden voneinander unterschieden werden, und desto deutlicher wird, dass Liebe und Hass Ausprägungen derselben untrennbaren Qualität sind: Sie sind Ausprägungen der Verbundenheit.

Es gibt so gesehen kein „oder“ *oder* „amo“. Es gibt ausschließlich – wie der Titel des kommenden Kongresses es pointiert einfach auszudrücken versteht – ein „oder“ *und* (et) „amo“, und in diesem „*und*“ verbinden sich die beiden Pole zu einem stimmigen Ganzen. Der eine Pol ist vom anderen durchdrungen. Wir leben nicht in einer Welt der Gegensätze, wir leben in einer Welt der unterschiedlichen Ausformungen des Identischen, in einer Welt der polaren Entsprechungen.

Schaut man mit diesem Verständnis auf die vermeintlich einander ausschließenden Antagonisten – entweder Konstruktivismus oder Phänomenologie – wird deutlich, dass es sich hierbei lediglich um ein „von uns so gedachtes“, einander ausschließendes Widerspruchspaar handeln kann, das in Wirklichkeit polarer und damit einander bedingender komplementärer Ausdruck des Identischen ist. Das Identische ist hier: Erkenntnis. Und

Phänomenologie und Konstruktivismus sind verschiedene Ausdrucksformen ein und derselben (weil unteilbaren) Erkenntnis.

Gemäß der Systemtheorie muss deshalb davon ausgegangen werden, dass das Gleichgewicht der beiden stark ausgeprägten Erkenntnispole Phänomenologie und Konstruktivismus als Ordnungsprinzip die beiden zentralen Funktionen im Aufstellungssystem (oder im Aufsteller-System) sichert – und diese beiden zentralen Funktionen heißen Selbsterhalt und Weiterentwicklung. Jedem System liegt das Ordnungsprinzip Gleichgewicht als Bedingung für Selbsterhalt und Weiterentwicklung zugrunde. Wie aber kann man die vermeintlich unvereinbaren Verständnisansätze Phänomenologie und Konstruktivismus zu einem gleichgewichtigen Einem im Sinne der Aufstellungsarbeit denken?

Zunächst gilt es zu verstehen, dass Gleichgewicht (ebenso wie Komplexität, Rückkopplung und Selbstorganisation) ein *strukturelles* Grundprinzip von Systemen ist und *kein inhaltliches*. Das Gleichgewicht bezieht sich auf ein bedingendes andauerndes Austarieren zwischen Selbsterhalt und Weiterentwicklung, wobei deutlich sein muss, dass der Selbsterhalt mit der immer selben Wiederholung, die Weiterentwicklung indes mit Instabilität – also mit dem Bruch dieser Wiederholung zugunsten einer Veränderung Hand in Hand gehen. Genau in diesem „einerseits-andererseits“, in der Forderung nach Stabilität bei gleichzeitiger Instabilität liegt die Herausforderung für jedes System. Mit Blick auf das Wesen der Phänomenologie könnte man sagen: Das Erkennen der Voraussetzungen für Stabilität dient dem Selbsterhalt. Und für den Konstruktivismus gilt dann: Das Konstruieren eigener – und damit neuer – Wirklichkeiten dient dem Zweck der Weiterentwicklung.

Darüber hinaus bezieht sich das Grundprinzip Gleichgewicht auch auf die Gewichtung der einzelnen Systemelemente zueinander ebenso wie zum Gesamtsystem – es sagt jedoch nicht, dass man für diese Gleichgewichtigkeit irgendwelche inhaltlichen Regeln befolgen muss. Ob es also konkrete und definierte Ordnungskriterien für den Erhalt eines Gleichgewichts gibt, wie z.B. „*Wer zuerst in einem System da war, hat Vorrang vor dem, der später kommt*“, oder auch „*Bindungen müssen anerkannt werden und können nicht aufgelöst werden*“, das gibt das Gleichgewichtsprinzip nicht preis. Die Gleichgewichtsregel sagt nichts anderes, als dass Gleichgewicht nur dann vorliegt, wenn Gleichgewicht vorliegt – wenn also zwei oder mehrere Aspekte bzw. Teile in einem Gleichgewicht sind. Und um das Ganze noch komplizierter zu machen, ist es dabei so, dass zwei Elemente nicht zwingend identisch gewichtig („schwer“) sein müssen sondern sich auch in irgendeiner bestimmten Relation von Gewichtung zueinander oder zum Gesamtsystem im Gleichgewicht befinden können. Denn schließlich dient das Verhältnis der beiden Elemente dem Gleichgewicht des Ganzen und nicht ihrem jeweils eigenen.

Man könnte deshalb die Ordnungskriterien in der phänomenologischen Aufstellungsarbeit von Hellinger angesichts ihrer inhaltlichen Festlegungen als eine gedankliche Konstruktion (nach den Kriterien des Konstruktivismus) verstehen, wobei offen bleiben muss, ob diese Konstruktion objektiv stimmt oder nicht – weil wir es nicht abschließend wissen können.



Für die Aufstellungspraxis aber erweist sich die Frage nach Objektivität als bisher irrelevant, weil die Ordnungskriterien, die dem Gleichgewicht im System dienen sollen, erfahrungsgemäß hilfreich wirken. Genau dieses Argument hat Hellinger ins Feld geführt und hier muss man sagen: zurecht. Denn wenn etwas wirkt (zumal wenn es hilfreich wirkt), dann hat es das Zeug, für uns Wirklichkeit zu werden.

Da es aber eben keinen „Beweis“ für solche Ordnungskriterien jenseits der Empirie gibt, weil man also ausschließlich auf seine Erfahrungen mit den Ordnungen und deren hilfreiche Wirkung verweisen kann, wird hier deutlich, dass der Phänomenologie durchaus eine gedankliche Konstruktion, mithin etwas Konstruktivistisches zugrunde liegt, weil hier die menschliche Fähigkeit des absichtslosen Schauens auf eine vom Subjekt unabhängige Wirklichkeit als Prämisse gesetzt (gedanklich konstruiert) wird.

Und es gibt noch einen weiteren Aspekt, der sich auf die mögliche Herkunft der phänomenalen Ordnungen bezieht: Nelles schreibt in seinem bereits erwähnten Essay: *„Hellinger macht keine Aussagen darüber, woher diese Ordnungen kommen. Insbesondere behauptet er nicht, dass sie naturgegeben sind. Wahrscheinlich handelt es sich um Verhaltensmuster, die sich im Laufe der Evolution als erfolgreich erwiesen haben und deshalb tief in uns eingepägt sind“*. Genau hier offenbart sich nun die Möglichkeit, dass die vermeintlich universellen Ordnungen in Wirklichkeit von Menschen konstruiert wurden – und durchgesetzt hat sich demnach im System genau das, was erfolgreich konstruiert wurde. Das nennt man übrigens Kultur und man müsste dann angesichts von Hellingers Ordnungen von konstruktivistisch ausgehandelten, kulturellen Vereinbarungen sprechen, die dann phänomenologisch geschaut werden können.

Drehen wir den Blick rum und schauen auf die konstruktivistisch geprägten Strukturaufsteller, die postulieren, dass einzig die subjektive Sicht und die individuellen Ressourcen des Klienten entscheidend für die Arbeit seien. Wie aber erkennen die konstruktivistischen Aufsteller die Sicht und die Ressourcen des Klienten? Zeigen sich ihnen diese phänomenologisch? Gehen die konstruktivistischen Aufsteller von dem aus, was sich zeigt? Um das zu tun, müssten sie absichtslos schauen. Wie aber können sie das tun, wenn die Kernthesen konstruktivistischer Denkansätze besagen, dass erstens eine Wahrnehmung niemals das Abbild einer bewusstseinsunabhängigen Realität liefere, sondern dass die Realität für jedes Individuum immer eine Konstruktion aus Sinnesreizen und Gedächtnisleistung darstellt – und dass es zweitens mit Hilfe einer besonderen Sprach- und Wissenschaftsmethodik möglich sei, „das naive (vulgo: das unschuldig absichtslose) Vorfinden der Welt“ zu überwinden und durch „methodische Erkenntnis- und Wissenschaftskonstruktion“ zu ersetzen?

Angesichts dieser Kernthesen wird mehr als deutlich: Die Möglichkeit, „die Welt so vorzufinden, wie sie ist“ gibt es laut Konstruktivismus in keinem Fall – und sollte es sie doch einmal geben, dann kann, ja dann muss man sie förmlich mit wissenschaftlichen Methoden überwinden. Und das gilt dann eben auch für jeden Aufsteller und dessen Fähigkeit, die Sichtweisen und Ressourcen des Klienten als solche, rein schauend erkennen zu können. Per eigener Definition könnte nämlich ein konstruktivistisch überzeugter Aufsteller bestenfalls

seine eigene Sicht auf die Welt erkennen – er bliebe ein Beobachter zweiter Ordnung seiner selbst.

Unabhängig aber vom radikalen Widerspruch in der Theorie eines Konstruktivisten, der eine objektive Erkenntnis für sich beansprucht, hat uns auch hier die Erfahrung mit dieser Art des Arbeitens gelehrt: Auch Strukturaufstellungen entfalten ihre hilfreiche Wirkung und es ist bisher nicht bekannt, dass sich Klienten dahingehend geäußert hätten, dass sie das Gefühl hätten, in einem fremden, vom Aufsteller konstruierten System zu stehen. Das Argument Hellingers greift deshalb auch hier: Strukturaufstellungen wirken erfahrungsgemäß hilfreich. Und an dieser Stelle, genau hier, erweitert sich die polare Verbundenheit zwischen Phänomenologie und Konstruktivismus um den Aspekt des Hilfreichen: Beide dienen der hilfreichen Erkenntnis. Jede auf ihre Art.

Was sich angesichts dessen offenbart: Es ist lediglich möglich, durch theoretische Konstruktionen auf dem Boden einer gesetzten Grundannahme eine präzise Abgrenzung zwischen dem Phänomenologischen und dem Konstruktivistischen zu finden. Sobald man aber die jeweiligen Grundannahmen hinterfragt, beginnen sie, einander immer ähnlicher zu werden und man erkennt, dass sich der eine Ansatz im anderen verbirgt und umgekehrt. Genau das ist der entscheidende Hinweis auf ihren polaren Charakter, der den antagonistisch scheinenden Gegensatz auflöst. Am Ende bliebe dann jedenfalls frei nach Sokrates die bloße Feststellung: „*Ich erkenne, dass ich erkenne*“. Was allerdings bei weitem nicht davon entbindet, sich der eigenen präzisen Haltung (und Perspektive) bei der Aufstellungsarbeit sehr genau bewusst zu sein.

Denn alles was sich zwischen den Polen von heiß und kalt befindet, kann maximal warm oder kühl sein. Und das Gesetz der Polarität besagt, dass die Existenz polarer und eben nicht halbgarer Natur ist.